

ches wiederum wirkt unangenehm reißerisch, wie der SPIEGEL-Titel von 1977: „Kinder auf dem Sex-Markt: Die verkauften Lolitas“ – mit einer nackten Zwölfjährigen auf dem Cover.

Der Text dazu ist in seiner Haltung zwar klar: voller Abscheu. Aber zugleich bekam der Leser über Gebühr Gelegenheit, sich an Bildern nackter Kinder in aufreizenden Posen zu weiden. Die damalige Veröffentlichung war problematisch und ist es heute noch – auch wenn dem SPIEGEL 1977 nach einer Anzeige staatsanwaltschaftlich bestätigt wurde, dass der Text „in geradezu bedrückender Weise ein Licht auf jenen Teil sexueller Verwirrungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens“ werfe, „in dem nicht davor zurückgeschreckt wird, Kinder zum Handelsobjekt sexueller Gelüste zu machen“.

In einer Ausgabe des „Zeit-Magazins“ von 1973 fehlte selbst diese journalistische Distanz. Unter der Überschrift „Doktorspiele“ werden auf fünf Seiten Fotos ausbreitet, die kleine Kinder zeigen. Es war die Dokumentation eines Projekts in einer Kindertagesstätte in Berlin. Einer der Pädagogen schrieb dazu im Begleittext: „Drei bis sechs Jahre alte Jungen und Mädchen überwinden, einmal freigelassen, die Tabus der Großen im gemeinsamen Spiel ... Sie zeigen Kinder, die sich zärtlich streicheln, ihre Brustwarzen mit Niveacreme einschmieren, mit sechs Jahren ihren Penis erigieren und die Beine spreizen.“

Am eindeutigsten ging es jedoch in der „taz“ zu, dem Blatt, zu dessen Gründern Dietrich Willier gehörte, der als Lehrer an der Odenwaldschule 12- bis 14-jährige Jungen missbraucht hatte. In der Zeitung arbeitete zudem der bekennende Pädosexuelle Olaf Stüben, der im November 1979 den Beitrag „Ich liebe Jungs“ veröffentlichte, das „Manifest eines Pädophilen“, wie die „taz“ zwei Jahrzehnte später einräumt. Auf Leserbriefseiten und in redaktionellen Texten wurde bekennenden Pädophilen eine Plattform geboten. Innerhalb der Redaktion war das umstritten. Aber es ist doch erstaunlich, wie lange in dem Blatt pädofreundliche Positionen gedruckt wurden. Noch 1995 schrieb „taz“-Kolumnist Elmar Kraushaar über die „Pädos“: „Noch keine 20 Jahre her, da gehörten sie wie selbstverständlich zur großen Gemeinschaft der Perverzen, und voll Stolz verwies man auf die prominenten Ahnen aus der Minderheit in der Minderheit.“

Die „taz“ müht sich seit geraumer Zeit, ihre eigene Vergangenheit aufzuarbeiten. Aber auch sie tut sich schwer, die Dinge beim Namen zu nennen. Als sich das Blatt 2011 von Willier distanzierte, geschah dies teils immer noch in einem verharmlosenden Ton: „Didi, wie ihn seine Schüler nannten, mochte die Jungen. Und die Jungen ihn.“

MARKUS BRAUCK



JAN ZAPFNER / IMAGETRUST

Chefredakteurin Pohl: *Wer darf mit ihr Bier trinken?*

JOURNALISTEN

Ipos Ego

Als Chefin der „taz“ spaltet Ines Pohl vor allem die eigene Redaktion. Zu wirtschaftlichen Problemen der Zeitung kommen neuerdings handwerkliche Pannen.

Im Alter von elf Jahren wollte Ines Pohl Bundeskanzlerin werden. Dafür plante sie die Gründung einer eigenen Partei; ein Programm gab es noch nicht, aber bereits einen Namen: „IPD“ schrieb Pohl mit Edding auf ihren Schulranzen: „Ines Pohl für Deutschland“.

Die Idee verflüchtigte sich, Pohl wurde Journalistin. Seit Sommer 2009 ist sie Chefredakteurin der linken Tageszeitung „taz“, für die sie kurz vor der Bundestagswahl ihren Mädchentraum vom Kanz-

leramt aufschrieb. Ihr Fazit: „Das mit der Partei wurde damals nichts. Darüber bin ich heute sehr froh.“

Regieren kann sie auch so. „taz“-ler schildern die 46-Jährige als Technikerin der Macht. Ipo, wie sie intern heißt, locke und verstoße, schenke Vertrauen und entziehe es wieder. Diskussionen würgte sie gern mal ab, dabei zählen die zu den Grundbedürfnissen der „taz“-Redakteure. Inhaltlich sei die Chefin schwer fassbar. Lautet ihre Agenda am Ende doch

nur: Ines Pohl für Deutschland? Und wo bleibt dabei die „taz“?

Der Zeitung geht es nicht gut. Finanziell nicht, weshalb die Genossenschaft, der das Blatt gehört, voriges Jahr eine Million Euro zuschießen musste. Auch publizistisch läuft es nicht rund in der Berliner Rudi-Dutschke-Straße. Den größten Schaden richtete die Debatte um einen Beitrag über Pädophilie an, den Pohl nicht drucken wollte. In dem Stück vertrat der langjährige „taz“-Autor Christian Füller wenige Wochen vor der Wahl die These, Pädophilie sei einst in der Ideologie der Grünen angelegt gewesen und Daniel Cohn-Bendit, Hausheiliger der Partei wie auch der „taz“, der „populärste grüne Verherrlicher von kindlicher Sexualität“.

Tatsächlich finden sich in dem Text handwerkliche und inhaltliche Grobheiten, die sich jedoch schnell hätten beheben lassen. Auch Pohl sagt heute, sie habe ihn „zum Überarbeiten zurückgegeben, weil er den Standards nicht genüge“. Dem Autor hingegen mailte sie damals, der Text fliege aus der Ausgabe, weil er „voller falscher Tatsachenbehauptungen und ohne jeden aktuellen Kontext“ sei.

Für die Maßstäbe der „taz“, wo man als Schreiber so ziemlich alles darf, roch das nach Zensur. Wollte Pohl vermeiden, dass der damalige Ober-Grüne Jürgen Trittin dem Blatt wieder öffentlich „Schweinejournalismus“ vorwirft wie vergangenes Jahr nach einem abfälligen Text über den Bundespräsidenten? Oder hat sie schlicht überreagiert, weil ihr Blatt just an jenem Tag zur Zahlung von 20000 Euro verdonnert worden war? Anlass war eine Polemik, die man so lesen konnte, dass dem Rechtspopulisten Thilo Sarrazin der Tod gewünscht wurde; gegen das Urteil hat die „taz“ vorige Woche Rechtsmittel eingelegt.

Nachdem der Krach mit Füller öffentlich geworden war, stellte Pohl ihn als Autor und Verantwortlichen der Bildungsseite kalt, angeblich „aus arbeitsrechtlichen Gründen“. Füller, der auch für SPIEGEL ONLINE und die „F.A.S.“ arbeitet, verglich sich mit „einer Leiche, die in einem Sack auf dem Hinterhof entsorgt wird“.

Unsicherheit konterkariert man gern durch Lautstärke. Ein paar Wochen nach der Füller-Affäre versuchte die „taz“, sich als Gralhüter der Pressefreiheit zu gerieren: Weil FDP-Chef Philipp Rösler ein Interview nicht autorisieren wollte, druckte man empört nur die Fragen. Da die sich um Rassismus drehten, las es sich blöderweise so, als habe die „taz“ etwas gegen vietnamesischstämmige Politiker. Der obligatorische Shitstorm richtete sich eher gegen die „taz“ als gegen Rösler. Das muss man erst mal hinkriegen.

Dass trotz solcher PR-Peinlichkeiten und handwerklicher Fehler der Aufstand gegen Pohl ausblieb, hängt vermutlich damit zusammen, dass auch „taz“-Autor Füller intern umstritten ist. Er gilt als Bollerkopf,

der wenig Rücksicht auf die Linie des Blattes nimmt. Ein weiterer Grund für die Grabesuche mag sein, dass ein zaghafter Putschversuch gegen Pohl erst im Dezember gescheitert war und ihre Kritiker nun ermattet sind. Damals ging eine Mail durchs Haus, die ihre Absetzung hätte einleiten können. Auslöser waren ein Machtkampf bei der Besetzung der Ressortleiterstelle von taz.de und die umstrittenen Pläne für die neue Wochenendausgabe. In dem von mehreren Redakteuren verfassten Aufruf hieß es: „Wir sorgen uns um die Zukunft der ‚tageszeitung‘. In der Rudi-Dutschke-Straße herrscht ein ungutes Klima, das mittlerweile unsere Zukunft gefährdet.“

Und weiter: „Engagierte Leute, die an zentralen Stellen des Hauses tätig waren, sind gegangen – zum Teil aus Frust, weil sie für sich keine Perspektive mehr sahen, weil sie sich missachtet fühlten.“ Ein Neuanfang sei schwierig bis unmöglich, „wenn es eine Vertrauenskrise gibt und Leute

Die neue Chefin war einst als Kumpel gekommen. Sie schritt singend über die Flure. Manchmal massierte sie Kollegen nach einem harten Tag den Nacken. Ihre Biografie war wie für die „taz“ gestrickt: Geboren in Mutlangen, war sie in die Demonstrationen gegen die dort stationierten Pershing-II-Raketen geraten; sie ist lesbisch; an der Universität Göttingen war sie Frauenbeauftragte. Dass sie vom konservativen Münchner Ippen-Verlag kam – Schwamm drüber.

Schnell zog sie Kollegen ins Vertrauen. Darunter auch jene Redakteure, die den hinteren, etwas lebendigeren Teil der Zeitung prägen. Man traf sich in der Kneipe, mancher machte sich Hoffnung, etwas zu werden. Ressortleiter. Oder Pohls Stellvertreter. Bald wurde daraus ein Rennen: Wer darf mit Ipo Bier trinken?

Am Ende schaffte es eine ganz andere, Sabine am Orde, Vize-Ressortleiterin Inland. Die Macher der hinteren Seiten fühl-



„taz“-Redaktionsgebäude in Berlin: Aus dem Riss einen Graben gemacht

Angst haben, ihre Meinung zu sagen“. Durch eine Indiskretion landete der Text vorzeitig im Intranet. Die Revolution fand nicht statt. Aber die Frage blieb: Ist die freiheitsliebende „taz“ eine Ipo-Diktatur?

Besucht man Ines Pohl in ihrem Büro, wirkt sie wenig furchterregend. In dem Glaskasten mit roter Couch und Michelle-Obama-Pappfigur stellt sie schnell Nähe her. Pohl sagt: „Das Schwierigste an dem Job ist die Einsamkeit.“ Sie habe lernen müssen, „dass man als Chefin nicht mit seinen Mitarbeitern befreundet sein kann“. Nach dem Aufruhr im vorigen Jahr sei sie aber endgültig angekommen in der „taz“: „Ich bin jetzt Teil der Redaktion.“

Im Gespräch hingegen wirkt Pohl noch wie auf der Suche. Nach ihrer Rolle. Nach Positionen. Gern relativiert sie, was sie gerade gesagt hat, mit dem nächsten Satz. Im Haus heißt es, sie sei beeinflussbar. Man müsse zusehen, dass man sie vor einer Entscheidung als Letzter spreche, dann habe man sie auf seiner Seite.

ten sich verraten. Anstatt den Riss zwischen den beiden Hauskulturen zu kitten, hat Pohl daraus einen Graben gemacht.

Längst definiert man sich intern darüber, ob man Pro- oder Anti-Ipo ist. Einflussreichste Fürsprecherin ist Ulrike Herrmann, Autorin im Wirtschaftsressort, laut eigener Aussage eine der wenigen wirklich Linken im Haus und nach Schilderung ihrer Kollegen so etwas wie die intellektuelle Einflüsterin Pohls. Manche nennen sie „Schatten-Chefredakteurin“.

Herrmann gehört dem fünfköpfigen Vorstand an, der die Chefredaktion bestellt und abberuft. Wenn man sie fragt, was Pohl zur Chefredakteurin befähige, nennt sie deren Gaben zuzuhören und zu entscheiden. Im Wesentlichen aber lobt sie Pohls Durchhaltevermögen.

Es klingt, als sei das Führen einer Redaktion ein Rodeo, bei dem es darauf ankommt, nicht vom Pferd zu fallen.

ALEXANDER KÜHN